



Von Wolfgang Hübner

Der Koffer macht wirklich nichts mehr her. Er ist alt, abgeschabt, die schwarze Farbe geht ins Grau über. Ein unansehnlicher Pappkoffer, wie sie vor 40, 50 Jahren noch üblich waren. Würde er heute im Müll landen, niemand hätte noch Erbarmen mit ihm.

Unbeachtet stand der Koffer jahrzehntlang in dunklen Ecken. 1987, ich war noch nicht lange beim Neuen Deutschland, sollte ich vorm Tag des Lehrers im Juni jemanden ausfindig machen, der 1949 zu den ersten gehörte, die als Verdiente Lehrer des Volkes ausgezeichnet wurden. So lernte ich Edith Donat kennen, eine lebenskluge alte Frau, die nach dem Krieg einige Jahre das Berliner Hauptkinderheim geleitet hatte.

Der Artikel über sie erschien; damit ist der persönliche Kontakt in den meisten Fällen beendet. Edith Donat besuchte ich weiter. Ich weiß nicht mehr, wer den Anfang machte; jedenfalls telefonierten wir Monate danach und verabredeten uns wieder. Vier-, fünfmal war ich bei ihr; immer empfing sie mich mit Kaffee und belegten Broten, was sich als vorausschauend

*Aus dem Bericht der Milchküche:
»Mit Hilfe von Spenden, wie Syrup, Obst, Honig, war es uns bisher immer möglich, einen Brotaufstrich für die Frühstücksbrote zu bereiten, so dass die Kinder morgens noch keine trockene Schnitte zu essen brauchten.«*

erwies, denn die Gespräche dauerten Stunden. Sie wollte mir, dem mehr als ein halbes Jahrhundert Jüngeren, ihre Geschichte erzählen, ich wollte sie hören. Dann ging es ihr schlechter, sie musste ins Krankenhaus. Bei unserem letzten Treffen gab sie mir den Koffer, in den sie irgendwann einmal etliche Mappen voller Papiere aus der Kinderheim-Zeit gepackt hatte. »Du wirst schon das Richtige damit machen«, sagte sie.

Im Frühjahr 1990 kam ein Brief von ihrer Tochter. Es war ein Trauerbrief; Edith Donat war gestorben. Inzwischen hatte der Umbruch in der DDR begonnen, ganz andere Dinge wurden plötzlich wichtig. Der Koffer wanderte in die Abstellkammer. Er überstand mehrere Umzüge, wurde ab und zu geöffnet, wieder geschlossen und weggestellt. Er blieb ein Appell an das schlechte Gewissen. Im Sommer dieses Jahres suchte ich per Anzeige Menschen, die als Kinder die Nachkriegszeit im Berliner Hauptkinderheim erlebt haben. Die Hoffnung war nicht groß, aber ein paar Antworten kamen doch. Einer der Briefe stammte von Vibeke Becker.

Vibeke. Ein schöner, in Deutschland seltener Name. So nannte Edith Donat ihre Tochter, geboren 1939 im dänischen Exil. Der Name ist ein Mitbringsel, genau wie das Wort Mor. Mor, das ist dänisch und heißt Mutter. Vibeke Becker benutzt es heute noch, wenn sie von ihrer Mutter spricht. Seit Jahren versucht sie, mehr über das Kinderheim herauszufinden, in dem sie als Tochter der Leiterin einen

großen Teil ihrer Kindheit brachte. Sie suchte damalige Kinder, Erzieher. Vor ein paar Jahren schrieb sie an eine Zeitung, um dort Interesse zu wecken; alles ohne Erfolg. Sie wusste, dass ihre Mutter noch Unterlagen über das Kinderheim gehabt haben musste. Aber als sie nach Edith Donats Tod den Haushalt auflöste, war praktisch nichts mehr da. Als sie nun die Anzeige las, reagierte sie prompt. »Ich würde mich freuen, recht bald von Ihnen zu hören«, schrieb sie, »rufen Sie ruhig an!«

Anruf bei Vibeke Becker. Sie stutzt, dann weiß sie gleich Bescheid. Wir waren uns einmal kurz begegnet, als wir gemeinsam ihre Mutter im Krankenhaus besuchten. Sie will wissen, wer sich auf die Anzeige noch gemeldet hat. Ich nenne die Namen, bei einem bleibt sie hängen. Renate Ehlert? Ja, die kenne sie wohl. Wir verabreden ein Treffen zu dritt. Zwei Frauen Ende 60 begegnen sich, beide beneidenswert fit, beide gut, wenn auch nicht ohne Widrigkeiten durch die Zeiten und Wendezeiten gekommen. Bis vor ein paar Tagen hatten sie einander für Jahrzehnte in die hinterste Kammer des Gedächtnisses geschoben; auf der Straße wären sie ahnungslos aneinander vorbeigelaufen.

Jetzt sitzen sie sich gegenüber, tauchen ab in die Vergangenheit, erzählen von ihrer Kindheit. Auf dem Tisch liegt der Koffer. Es geht um Krieg und Nachkrieg, die Gefühle sitzen locker, ab und zu fließen Tränen. Vibeke Beckers Mann sitzt dabei und schüttelt den Kopf. »Hier ist was los«, sagt er; die Szene lässt ihn nicht kalt.

Renate Ehlert kam aus Ostpreußen. Als »Ochspreußen« seien sie später in Berlin verspottet worden, erinnert sie sich. Eigentlich sollten sie mit der »Gustloff« in Richtung Westen fahren, jenem Schiff, das tausende Flüchtlinge mit in den Tod riss. Aber die Mutter hatte Angst vorm Wasser, also machten sie sich auf den beschwerlichen Landweg. Die Mutter mit drei Kindern und einem Rucksack. Der Vater, ein Eisenbahner, schwang sich aus Angst vor den Russen auf ein Pferd und ritt davon, erzählt die Tochter. Sie sahen ihn nie wieder. Unterwegs starb die Schwester an Typhus. Das alles passierte rund um Weihnachten; später konnte die Mutter dieses Fest nie wieder richtig feiern. Sie wollte nach Berlin, als der Krieg vorbei war. Bis sie eine Wohnung bekamen, mussten die Kinder ins Heim.

Als Vibeke Becker geboren wurde, lebte ihre Mutter schon vier Jahre im dänischen Exil. Edith Donat entstammte einer aus Ungarn eingewanderten jüdischen Familie, war Kommunistin und nach der Machtergreifung der Nazis im Widerstand aktiv. Sie wurde verraten und wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Nach der Haft wurde ihr die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt, weshalb sie das Land umgehend verlassen musste, um einer erneuten Verhaftung zu entgehen. In Dänemark lebte sie teils legal, teils illegal, bis 1943 auch dort die Juden massiv verfolgt wurden. Freunde verhalfen ihr zur Flucht nach Schweden. Im Frühjahr 1946 nach Berlin zurückgekehrt, wollte sie etwas für den Neuaufbau tun und wurde als

Leiterin des Berliner Hauptkinderheims eingesetzt. Früher hatte sie als Näherin gearbeitet; erst später, neben der Arbeit im Heim, holt sie eine Erzieherausbildung nach und schließt sie mit Auszeichnung ab.

Das Heim, bis dahin das Große Berliner Waisenhaus, war erst gegen Kriegsende in eine frühere Schule in der Greifswalder Straße 25 umgezogen, weil die alten Gebäude im Frühjahr 1945 zerstört worden waren. Die Kücheneinrichtung wurde dabei zerstört, auch die Wäscherei, die Röntgenanlage, die Kleiderkammer. Eine Nähmaschine konnte gerettet werden, für 400 Kinder vom Säugling bis zum 15-Jährigen und für 200 Angestell-



1. Juni 1951: Der Internationale Kindertag wird gefeiert (oben). links: Edith Donat

Fotos: privat (2), ND/Lange



te. Es fehlte an fast allem. Zersplitterte Fensterscheiben konnten nicht gleich neu verglast werden; selbst Pappe und Nägel waren schwer aufzutreiben. Der Kampf um alltägliche Notwendigkeiten sollte Jahre dauern. »Bei der Beschaffung von Scheuertüchern«, berichtete die Wirtschaftsabteilung des Heims im Mai 1949, »werden die Sorgen noch sehr lange anhalten, obgleich auch hier eine leichte Entspannung zu beobachten ist.«

Als Edith Donat im Herbst 1946 das Heim übernahm, gab es dort nicht einmal Ansätze erzieherischer Arbeit. Die Kinder wurden ärztlich betreut, es wurde gekocht, so gut es ging. Neuankommlinge saßen wegen Typhus, Syphilis und anderer grassierender Krankheiten wochen-, teils monatelang in Quarantäne. Die gesunden Kinder

durften täglich eine Stunde auf den Hof, der bei Regen eine Schlammwüste war. Die Kinder langweilten sich unter solchen Umständen zu Tode, vor allem die älteren wurden rabiat und warfen schon mal die Möbel aus dem Fenster.

Edeltraud Standke kann sich gut daran erinnern. Sie war mit ihrer Schwester Dorothea nach dem Krieg öfter in Kinderheimen; die Mutter, die als Trümmerfrau arbeitete, war allein mit den Mädchen und wurde oft krank. In der Greifswalder Straße wurden ihnen zunächst die Fingernägel geschnitten, sie wurden nach Läusem abgesehen, bekamen Grießbrei und saubere Wäsche. Auch Renate Rudolph hat erlebt, »dass wir da viel rumgessen haben, eingeschlossen wie in einem Gefängnis«. Der Vater war vor Stalingrad gefallen, die Mutter nahm sich 1947 das Leben. Das Kind wurde ins Heim gebracht und nach einiger Zeit von Pflegeeltern adoptiert.

Edith Donat suchte sich junge Erzieher, organisierte Theaterbesuche und Ferienfahrten, gründete Freizeitkreise. Vibeke Becker spielte im Musikensemble Mandoline, Renate Ehlert Flöte. Das alteingesessene Personal war alles andere als begeistert von der Hinwendung zur Pädagogik; bisher war betreut worden, aber nicht erzogen und schon gar nicht unterrichtet. »Das Haus war lediglich ein großes, seelenloses Auffang- und Durchgangslager«, schrieb Edith Donat später. »Für die Schwierigkeiten der Kinder, die die schlimmsten Erlebnisse des Krieges in sich trugen, hatte keiner Verständnis.« Sie aber wollte diese Kinder »zu sozial eingestellten, fortschrittlichen Menschen erziehen«.

Die Kinder wurden von Jugendämtern ins Heim gebracht und von

gegen etwas zu essen einzutauschen. Das Heim ist überfordert und überbelegt.« In den vergangenen Monaten, teilt Edith Donat im Frühjahr 1948 einer Behörde mit, »sind uns laufend Kinder zugeführt worden, deren Eltern wegen Gas- oder Gasverbrauchs eine Haft verbüßen müssen.« Sie bittet die Jugendämter, gegen die Haftstrafen Einspruch zu erheben, »weil die wenigen verfügbaren Heimplätze den wirklich dringenden Fällen vorbehalten bleiben müssen«.

Edith Donat gründet eine Erziehungsabteilung im Heim, bringt die Kinder in umliegenden Schulen unter, legt sich mit Direktoren an, wenn die Mädchen und Jungen aus dem Heim wie Almosenempfänger

*Aus dem Bericht der Hauskammer:
»An hinübergeretteten Sachen waren fast nur Schürzen für die Mädchen und Hemden und Hosen für die Knaben vorhanden, und gerade in dieser Notzeit wurden überwiegend Flüchtlingskinder unserer Anstalt zugeführt, deren Wäsche und Kleidung sehr zerrissen und unbrauchbar war.«*

behandelt werden. Einmal nimmt sie die Kinder komplett von einer Schule, als ihre Beschwerden nichts nutzen, ein andermal redet sie einem Direktor ins Gewissen, dass die Heimkinder »gleichwertige Mitglieder der Gesellschaft« seien und deshalb bei der Schulspeisung nicht immer bis zuletzt warten müssten, denn »der Magistrat entrichtet ebenso das Geld für die Schulspeisung wie die Erziehungsberechtigten der anderen Kinder«.

Immerhin, das Schuhproblem wird 1952 gelöst. Anfangs trugen die Kinder Schuhe aus Igelit, einem Kunststoff, in denen man im

Nun, 1952, weht ein schärferer Wind. Alle Missstände, gegen die Edith Donat jahrelang ankämpfte, alle Einschränkungen und Notstände werden jetzt ihr zur Last gelegt. Dazu kommen Vorwürfe der Korruption, der Selbstherrlichkeit, und beim Parteibeitrag soll sie auch noch geizig haben. Schweres Geschütz gegen eine Frau, die bis eben als Vorzeigepädagogin behandelt und sogar in die Volkshochschule gewählt wurde. Es ist kein faires Verfahren. Sie wird, als sie einen Lehrgang besucht, in Abwesenheit abgesetzt, erhält Hausverbot. Sie sucht Unterstützung, hält sich aber gleichzeitig zurück. »Die Parteidisziplin verbietet mir, die Dinge auf die Spitze zu treiben«, schreibt sie in einer Stellungnahme. Hat sie sich bei Kollegen unbeliebt gemacht, denen sie untersagte, Kinder zu schlagen? Ist sie den Behörden mit ihrem Drängen wegen eines neuen, größeren Heimes – nicht mehr mit den riesigen Schlafsälen, sondern mit mehreren Häusern und familienähnlichen Strukturen – all zu sehr auf die Nerven gegangen?

Oder geht es um ganz andere Beiträge? Stalinistisches Misstrauen grassiert. Genossen, die in den Westen emigriert waren, gelten plötzlich als unzuverlässig. Und Edith Donat wehrt sich gegen Stalin-Bilder und Fahnenappelle im Kinderheim – schließlich sei das Heim das Zuhause, der Kinder, und bei anderen Schülern hänge auch kein Bildnis des Generalissimus im Wohnzimmer. Vielleicht spielt auch ihre jüdische Herkunft eine Rolle. »Kannst du dir vorstellen«, fragt sie mich Jahrzehnte später immer noch beinahe ungläubig, »dass es unter Genossen Antisemitismus gab?«

Das neue Heim in der Berliner Königsheide, das sie geplant hat, dessen Bau oft versprochen und wieder verschoben wurde, kann sie nicht mehr genießen. Andere heften sich das Verdienst an die Brust. Sie bildet Kindergärtnerinnen aus; eines Tages wirbt sie für diesen Beruf in einer 8. Klasse, in der Renate Ehlert sitzt. »Du musst Kindergärtnerin werden«, sagt sie der Schülerin, und die wird das auch. Später leitet Edith Donat eine Volkshochschule – »jede Veränderung ein Stück Abstieg«, sagt ihre Tochter Vibeke Becker heute nicht ohne Bitternis.

Vibeke Becker besitzt einen Brief, den ihre Mutter 1944 geschrieben hat. Viele eng beschriebene Seiten. Edith Donat lebte damals in schwedischer Emigration und wollte ihren Verwandten mitteilen, wie es ihr und ihrer Tochter ergangen ist. Der Brief handelt von Flucht, Angst, Trennung und Ungewissheit. Dennoch ist es auch ein zuversichtlicher Brief.

Edith Donat hat ihn nicht abgeschickt. Nach all den Exiljahren wusste sie keine Adressen. Sie behielt den Brief und nahm ihn 1946 selbst mit zurück nach Deutsch-

*Aus dem Bericht der Wirtschaftsabteilung:
»Die Beschaffung von Betten und Matratzen gelang dadurch, dass sogenannte Mutter- und Kind-Luftschutzbunker ausfindig gemacht wurden. Aus diesen wurden dann die Betten buchstäblich gestohlen.«*

land. Vibeke Becker hat ihn weitergegeben. »Meine lieben Töchter, meine lieben Enkel und liebe alle, die da noch kommen«, schrieb sie dazu, »dies ist ein Stück Familiengeschichte und sie ist nicht nur wichtig für euch, weil ihr euch nun ein bisschen mehr vorstellen könnt, wie man in dieser Zeit gelebt hat und was das für Menschen waren, diese Vorfahren – wichtig für euch soll auch sein zu wissen, dass – was ihr auch Schweres durchmachen müsst (hoffentlich bleibt es euch erspart), diese Zeit, in der die Mor mit ihrer kleinen Tochter Vibeke überlebte, noch schlimmer war. Vergesst das nie! Und denkt daran, dass es immer Menschen gab, die uns geholfen haben – oft unter Einsatz ihres eigenen Lebens.« Nun haben sie zu dem Brief den Koffer. Wer ihn öffnet, kann ein Zeitalter besichtigen. Und ein Stück Lebensleistung.